

Die Freiheit, selbst entscheiden zu können

Junge Menschen mit Beeinträchtigungen am Übergang von der Schule in den Beruf

Die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) hat Jugendliche mit Behinderungen befragt und mit ihren Begleitpersonen sowie mit Fachkräften gesprochen. Das Ziel: mehr über die Wünsche und Herausforderungen junger Menschen bei der Berufswahl sowie über ihre individuellen Zukunftsperspektiven zu erfahren. Hieraus setzt sich ein Bild aus vielfältigen Erlebnissen, persönlichen Ein- und Ausblicken, Bedürfnissen und Wünschen sowie Ideen und Anregungen zusammen.

deutsche kinder-
und jugendstiftung

Impressum

Herausgeberin:

Deutsche Kinder- und Jugendstiftung GmbH

Tempelhofer Ufer 11

10963 Berlin

Tel.: (030) 25 76 76 - 0

www.dkjs.de

[info\[at\]dkjs.de](mailto:info[at]dkjs.de)

Diese Publikation hat die Deutschen Kinder- und Jugendstiftung im Programm *Inklusive Arbeitswelt – Perspektiven junger Menschen mit Behinderung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt* erstellt, gefördert durch: Gisela-Sdorra-Stiftung (Berlin), Kämpgen-Stiftung (Köln), Nikolaus Koch Stiftung (Trier)

www.dkjs.de/lnkA/

Redaktion: Nicola Andresen, Vanessa Agné, Frauke Langhorst, Laura Proell, Ariane Radermacher, Ana-Maria Stuth

Autorinnen: Nicola Andresen, Vanessa Agné, Laura Proell, Ariane Radermacher, Ana-Maria Stuth

Lektorat: Henning Bartels, redaktionsnetzwerk.berlin

Gestaltung: studio upstruct

Druck: DruckZuck Berlin

Auflage: 100 Stück

© DKJS 2021

Die Inhalte dieser Publikation hat die DKJS mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt. Es wird jedoch keinerlei Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen übernommen. Alle Links hat die Redaktion im November 2021 überprüft.

Inhalt

Ausgangslage und Erkenntnisinteresse	4
Viel Angebot, wenig Hintergrundwissen	4
Vorgehensweise	5
Danksagung	6
1. Wissen und Information	7
— „In der Schule sollte man mehr fürs Leben lernen.“	
2. Soziales Umfeld und Unterstützungsnetzwerke	10
— „Ich würde mir mehr Begleitung wünschen.“	
3. Selbst- und Fremdwahrnehmung	13
— „Ich bin nicht behindert!“	
4. Interessen und Stärken	15
— „Ich möchte zeigen, was ich kann!“	
5. Selbstbestimmung und Mitgestaltung	17
— „Warum wird über meinen Kopf hinweg entschieden?“	
Strukturen und Handlungsspielräume	19
— <i>Zusammenfassung</i>	
Schulen zeichnen Berufswege vor	19
Kosten versus Teilhabechancen	20
Recht auf Entscheidungsfreiheit	21
Herausforderungen durch die Pandemie	22
Ausblick	23

Ausgangslage und Erkenntnisinteresse

Obwohl sich Deutschland zu einem inklusiven Bildungssystem verpflichtet hat, sind die Chancen auf den Berufseinstieg für Jugendliche mit Behinderungen nachweislich schlechter. Zwar gibt es auf dem Papier ein großes Angebot an Maßnahmen und Fördermöglichkeiten, doch noch ist wenig über die Wünsche und Bedürfnisse von jungen Menschen mit Beeinträchtigungen bekannt. Das gilt es zu ändern.

Deutschland hat sich durch die Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) 2009 und des Nationalen Aktionsplans (NAP 2.0) zur Umsetzung eines inklusiven Bildungssystems verpflichtet. Für Jugendliche mit Behinderungen bedeutet das unter anderem: ein Recht auf gemeinsamen inklusiven Unterricht mit Gleichaltrigen und das Recht auf Teilhabe am Arbeitsleben. Dennoch haben Menschen mit Beeinträchtigungen offenbar immer noch deutlich schlechtere Chancen, eine Erwerbstätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt oder eine Ausbildung aufzunehmen¹. Ob Inklusion im ersten Arbeitsmarkt gelingt, wird bereits in der Phase der Berufsorientierung, der beruflichen Ausbildung und dann in der Übergangsphase von der Schule zum Beruf (mit)entschieden.

Viel Angebot, wenig Hintergrundwissen

Die Maßnahmen und Fördermöglichkeiten am Übergang von der Schule in den Arbeitsmarkt für junge Menschen mit Behinderungen sind vielfältig. Sie reichen von der arbeitsbezogenen Jugendsozialarbeit und schulischen Angeboten zur Berufsorientierung über berufsvorbereitende Bildungsgänge, betriebliche wie außerbetriebliche Maßnahmen bis hin zu Fachpraktiker-Ausbildungen (Erstausbildungen nach § 66 BBiG/§ 42r HWO), unterstützter Be-

schäftigung und dem Berufsbildungsbereich in einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM). Welche Leistungen es im Detail gibt, wird beispielsweise von der Fachstelle „Überaus“ des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) und auch von anderen Institutionen ausführlich dargestellt². Zudem befassen sich einige Analysen und Handreichungen³ mit dem Übergang Schule/Beruf für Menschen mit Behinderungen bzw. mit der Inklusion in der beruflichen Bildung aus der Perspektive der Institutionen.

Aber bislang gibt es kaum Studien zu den persönlichen Erfahrungen, Wünschen und Bedürfnissen junger Menschen mit Beeinträchtigungen. Daher setzt das Vorhaben der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) an diesem Punkt an und stellt die Perspektive der Jugendlichen in den Mittelpunkt: Wie erleben Jugendliche mit Beeinträchtigungen ihren Berufswahlprozess? Was wissen sie bereits über Berufe? Woher bekommen sie Informationen darüber bzw. Unterstützung im Berufswahlprozess? Wo sehen sie ihre Stärken? Und wie finden junge Menschen in der Vielzahl der Angebote den für sie passenden Übergang?

1 Indikatoren für die Erwerbstätigkeit bzw. Arbeitslosigkeit von schwerbehinderten Menschen können z. B. der Publikation der Agentur für Arbeit von 2020 entnommen werden shorturl.at/ehmLY; letzter Zugriff am 18.11.2021

2 shorturl.at/ekKPo; letzter Zugriff am 18.11.2021

3 Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband Gesamtverband e.V. (2018) „Inklusive Wege in Ausbildung?! – Eine Arbeitshilfe zur Begleitung von Jugendlichen mit Behinderungen am Übergang von der Schule in eine Ausbildung oder Beschäftigung“. shorturl.at/zDUW3; letzter Zugriff am 18.11.2021

Arndt, Ingrid; Neises, Frank; Weber, Klaus (Hrsg.) 2018: Inklusion im Übergang von der Schule in Ausbildung und Beruf. Hintergründe, Herausforderungen und Beispiele aus der Praxis. Bonn.; Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) 2014: Inklusion in der beruflichen Bildung – Hintergründe kennen; Daten, Fakten, offene Fragen, shorturl.at/pEFIO; letzter Zugriff am 18.11.2021

Vorgehensweise

In Einzel- und Gruppengesprächen hat die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung 2021 mehr als 100 Jugendliche und 40 ihrer Begleitpersonen in einem Zeitraum von fünf Monaten befragt. Die Jugendlichen stammen aus verschiedenen Alters- und Ausbildungsgruppen und haben einen unterschiedlichen Beeinträchtigungsgrad. Ebenso divers waren ihre Begleiter:innen. Ein Leitfaden mit Fragen bildete die Basis der Gespräche, deren Ergebnisse nach fünf Themenfeldern geclustert wurden.

Gefördert durch die Gisela-Sdorra-Stiftung, die Kämpgen-Stiftung und die Nikolaus Koch Stiftung, hat die DKJS in einem offenen Erkundungsvorhaben Jugendliche mit Beeinträchtigungen sowie ihre privaten und professionellen Begleiter:innen zur Phase des Übergangs von der Schule in die Ausbildung befragt. Die Workshops und Gespräche fanden in den Regionen Berlin, Köln und Trier je nach Lage der Corona-Pandemie entweder digital oder auch in Präsenz statt. Die Einzel- und Gruppengespräche sowie Workshops wurden von Mai bis September 2021 mit Jugendlichen im Alter von 14 bis 25 Jahren durchgeführt, darunter Förder- oder Regelschüler:innen ab der 8. Klasse, Schüler:innen der Abschlussklassen, Schüler:innen im Übergangssystem und in der (dualen) Ausbildung bzw. beruflichen Bildung.

Befragt wurden Jugendliche in unterschiedlichen Maßnahmen, wie zum Beispiel Budget für Ausbildung, Inklusive Ausbildung, Berufseinstiegsbegleitung, der unterstützten Beschäftigung, Fachpraktikerausbildung und in regulärer dualer Ausbildung. Unter den Teilnehmenden waren sowohl Jugendliche mit einem festgestellten Grad der Behinderung als auch Jugendliche mit sonderpädagogischem Förderbedarf, etwa beim Lernen. Die Beeinträchtigungen umfassen Hörschädigung bzw. Gehörlosigkeit, Sehbeeinträchtigung, Lern- und geistige

Behinderung (Förderschwerpunkt Lernen, Sprache bzw. geistige Entwicklung), Autismus-Spektrumsstörung, psychische Erkrankungen sowie körperliche Behinderungen. Insgesamt wurden mit mehr als 100 jungen Menschen Gespräche geführt.

Unter dem Begriff „Behinderung“ werden verschiedene körperliche, psychische und kognitive sowie Sinnesbeeinträchtigungen zusammengefasst. Im schulischen Bereich wird zusätzliche Unterstützung über den „sonderpädagogischen Förderbedarf“ definiert. Dieser Förderbedarf ist jedoch nicht davon abhängig, ob eine anerkannte Behinderung oder ihre Gleichstellung vorliegt. Diese Vielfalt zeigt sich auch in der Verwendung der Umschreibungen in der Literatur und der Praxis, so wird sowohl von Menschen mit Beeinträchtigungen als auch von Menschen mit Behinderungen gesprochen. In diesem Text werden die beiden Begriffe synonym genutzt.

Ergänzend wurde mit über 40 erwachsenen professionellen und privaten Begleiter:innen aus Schulen, Einrichtungen und Behörden gesprochen. Darunter waren Förder- und Regelschullehrkräfte, Mitarbeiter:innen von Jugendberufsagenturen und Reha-Teams der Agentur für Arbeit. Doch auch Personen aus sozialen Einrichtungen, die Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben anbieten, aus Integrationsfachdiensten, Industrie- und Handelskammern,

Handwerkskammern sowie Ansprechpersonen von Inklusionsprojekten, Eltern und Behindertenvertretungen kamen zu Wort.

Basis für alle Gespräche und die Workshops bildeten Leitfragen. Diese befassten sich mit Interessen und Stärken, dem berufsbezogenen Wissen, persönlichen Unterstützungsnetzwerken sowie mit positiven Erfahrungen und Selbstwirksamkeitserlebnissen der jungen Menschen. Die Fragen wurden in Anlehnung an zentrale Dimensionen der Berufsorientierung entwickelt¹. Der Leitfaden ließ darüber hinaus ausreichenden Spielraum für individuelle Entwicklungen der Gespräche.

Bei der Auswertung und Clusterung des umfangreichen Materials konnten die Antworten fünf Themenfeldern zugeordnet werden:

- Wissen und Information,
- soziales Umfeld und Unterstützungsnetzwerke,
- Selbst- und Fremdwahrnehmung,
- Interessen und Stärken,
- Selbstbestimmung und Mitgestaltung.

Anhand dieser Themenfelder sollen nachfolgend Impulse für einen Dialog zur Gestaltung des Übergangs von der Schule ins Arbeitsleben und aus der Perspektive von Jugendlichen mit Behinderungen gegeben werden.

Danksagung

Allen Gesprächspartner:innen und Unterstützer:innen unseres Projekts – insbesondere den drei fördernden Stiftungen Gisela-Sdorra-Stiftung, Kämpgen-Stiftung und Nikolaus Koch Stiftung – danken wir sehr für ihre Bereitschaft zum Dialog und für die Wertschätzung, die wir für unser Vorhaben erfahren haben. Die Gespräche mit den Teilnehmer:innen haben uns neugierig gemacht, neue Perspektiven eröffnet und uns gleichzeitig tief beeindruckt. Wir sind dankbar für die Offenheit, mit der uns Jugendliche wie Fachkräfte begegnet sind.

¹ Vgl. Brüggemann, Tim/Rahn, Sylvia (Hrsg.) 2013: Berufsorientierung: Ein Lehr- und Arbeitsbuch, Waxmann.

„In der Schule sollte man mehr fürs Leben lernen.“

1. Wissen und Information

Die richtigen Informationen bilden die Grundlage für die berufliche Weichenstellung. Der Wissenserwerb hängt wiederum stark vom Umfeld ab. Besonders wichtig: praktisches Wissen. Ein stärkerer Austausch und eine bessere Vernetzung helfen beim Wissenstransfer.

Der Weg in die Arbeitswelt wird von vielen der befragten jungen Menschen mit Behinderungen als herausfordernd und wenig planbar wahrgenommen. „Das mit der Berufswahl war wirklich kompliziert, und man hat sich schon etwas unter Druck gesetzt gefühlt. Es gibt so viele verschiedene Berufe und ich wusste gar nicht so genau, was meine Richtung ist. Ich habe mich da schon ein bisschen allein gelassen gefühlt. Es wäre besser, wenn man drei Bereiche hätte – Noten, Interessen und soziales Verhalten – und dann konkrete Empfehlungen für bestimmte Richtungen bekommt“, erzählte ein 17-jähriger Schüler der 10. Klasse in der Förderschule.

Damit die Berufswahl gelingt, brauchen junge Menschen Informationen und Wissen über Berufe und Unterstützungsmöglichkeiten für die Berufsfindung. Es gibt jedoch auch eine Vielzahl an Möglichkeiten, deren Darstellung die Jugendlichen und die Erziehungsberechtigten oftmals überfordert und kaum Orientierung gibt. Wichtig ist daher, dass es

eine Person oder Institution gibt, die die jungen Menschen durch den „Dschungel an Möglichkeiten“ auf dem Weg in die Arbeitswelt lotsen kann und sie motiviert, auf ihrem Weg weiterzumachen. Damit junge Menschen mit Beeinträchtigungen bei der Berufswahl die passende Unterstützung erhalten, benötigen auch Sorgeberechtigte, Lehrkräfte sowie Sozial- und Sonderpädagog:innen gut aufbereitete Informationen über die Maßnahmen und Unterstützungsmöglichkeiten. Das gilt ebenso für die Betriebe, die Jugendliche auf dem Weg in die Arbeitswelt begleiten und den zukünftigen Arbeitsplatz stellen.

Viele Jugendliche beantworten die Frage, wie sie sich informieren und wo sie nachfragen, wenn sie etwas nicht wissen, mit „bei meiner Familie“, „bei meinen Freunden“ oder „Google“. Der engste Bekanntenkreis, die Menschen, mit denen die Jugendlichen die meiste Zeit verbringen, und das Internet sind die am meisten genannten Informationsquellen.

Um sich leichter zurechtzufinden, wäre eine zielgruppengerechte Navigationshilfe über Förder- und Unterstützungsmöglichkeiten wie beispielsweise den Nachteilsausgleich, den Reha-Status oder das Recht auf Teilhabe sinnvoll. „Man müsste eigentlich schon in der Schule lernen, wo man Anträge stellt, welche Fördermöglichkeiten es gibt und wie das geht“, sagte eine 23-jährige schwerhörige Frau. Auch die befragten Eltern wünschen sich eine solche Hilfestellung.

Vor allem praktisches Wissen zählt

Fachkräfte haben in den Gesprächen mit der DKJS oft betont, dass die jungen Menschen genug Zeit und Raum brauchen, um sich auszuprobieren und auch einmal zu scheitern, um so vielleicht auch herauszufinden, was sie später nicht machen möchten. Zum anderen brauchen sie mehr Beratung und Angebote, die leicht zugänglich sind. Beispielhaft wurden Informationsveranstaltungen und Erfahrungsberichte durch derzeit Auszubildende genannt, die bestenfalls direkt in den Klassen stattfinden.

„Was den Schüler:innen viel bringt, sind Praktika in unterschiedlichen Bereichen. Dann können sie besser einschätzen, was ihnen mehr liegt. Als Feedback kam oft zurück, dass die Praktika hilfreich sind, auch wenn es keinen Spaß gemacht hatte.“

Praktischem Wissen wird eine hohe Bedeutung zugeschrieben. Denn Praktika oder Betriebsbesichtigungen, Besuche von Azubis an Schulen etc. eröffnen beiden Seiten – Schüler:innen wie Betrieben – die Möglichkeit, sich gegenseitig kennenzulernen, Kompetenzen zu zeigen und über Erwartungen zu sprechen. Einige Jugendliche, die bereits eine Vorstellung von ihrem zukünftigen Beruf haben, berichteten, dass das Praktikum sie in ihrer Entscheidung bestärkt habe. Solche berufsorientierenden Maßnahmen sind aber auch hilfreich, wenn sie nicht passen. „Was den Schüler:innen viel bringt, sind Praktika in unterschiedlichen Bereichen. Dann können sie besser einschätzen, was ihnen mehr liegt. Als Feedback kam oft zurück, dass die Praktika hilfreich sind, auch wenn es keinen Spaß gemacht hatte“, sagte eine Beraterin von der Industrie- und Handelskammer.

„Ein junger Mann hatte sich die Ansicht des PCs vergrößert. Als ich ihn darauf angesprochen hatte, sagte er, dass er nicht so gut sehen könne.“

In puncto Wissenserwerb haben auch Betriebe zu wenig Kenntnisse über Fördermöglichkeiten und die Voraussetzungen, die für eine Ausbildung junger Menschen mit Beeinträchtigungen erforderlich sind. Dies kann zu Berührungspunkten mit den jungen Menschen mit Beeinträchtigungen führen. Manchmal informieren auch die Jugendlichen selbst nicht über ihre Behinderung, sodass die Ansprechpersonen in den Betrieben nicht darauf reagieren können: „Ein junger Mann hatte sich die Ansicht des PCs vergrößert. Als ich ihn darauf angesprochen hatte, sagte er, dass er nicht so gut sehen könne“, erzählte

eine Ausbildungsplatzvermittlerin der Industrie- und Handelskammer. „Aber kurz zuvor hatten wir gemeinsam mit dem Betrieb überlegt, dass er den Führerschein machen müsste, und da wäre es gut gewesen, wenn wir von seiner Sehschwäche gewusst hätten.“

Die befragten Expert:innen sprechen sich grundsätzlich für eine stärkere Vernetzung zwischen den einzelnen beruflichen Stationen – vor allem Schule, Berufsschule, Betrieb, den Beratungsdiensten und Rehaträgern – aus.

Impulsfragen für die Praxis:



Wann fühlen wir uns selbst ausreichend informiert?



Welche Instrumente zur Wissensvermittlung und zum Wissensmanagement nutzen wir, zum Beispiel in unseren Netzwerken?



Wie schaffen wir es, dass Jugendliche ihre Bedarfe beschreiben können?

„Ich würde mir mehr Begleitung wünschen.“

2. Soziales Umfeld und Unterstützungsnetzwerke

Eltern oder Familie sind am wichtigsten, wenn es um die Berufswahl geht. Fehlen diese, müssen sich junge Menschen mit Behinderungen selbst organisieren. Auf die Unterstützung durch die Schule ist nicht immer Verlass, was oft auch eine Frage der Ressourcen ist. Gut funktionierende Unterstützungsnetzwerke sind dann gefragt.

Zum sozialen Umfeld der Jugendlichen mit Beeinträchtigungen gehören neben der Familie, den Freunden und der Schule auch Berater:innen, etwa von der Agentur für Arbeit, Integrationsfachdienste oder Assistenzen. Sie alle haben auf ihre Weise einen besonderen Einfluss auf das Gelingen des Übergangs von der Schule ins Arbeitsleben. Mehrere Eltern, aber auch Lehrkräfte betonen, dass die Unterstützung vonseiten der Eltern bei der Berufswahl wesentlich ist: „Wie sollen Kinder in der 9. Klasse entscheiden, welcher Job zu ihnen passt? Wie kommt man darauf? Schon allein die Suche nach dem passenden Praktikum erfordert die Elterninitiative“, lautete eine der Aussagen.

Die meisten befragten Jugendlichen gaben an, dass ihre Eltern bzw. die Familie die wichtigsten unterstützenden Instanzen beim Finden von Praktika bzw. bei der Berufswahl sind oder waren. Die Eltern sind Vorbilder durch den eigenen Beruf, machen

Vorschläge für mögliche passende Tätigkeiten und setzen ihre Kontakte ein. Ein Vater beschreibt seine Unterstützung für den Sohn: „Er hat keinen Druck, selbst die Initiative zu ergreifen, da er alles hat. Er braucht einen geschützten Rahmen. Man muss ihn von außen anschieben, ich möchte aber, dass er sich einmal selbst versorgen kann.“

Fehlende oder schwache Netzwerke verringern die Chancen der Schüler:innen, Berufe kennenzulernen und sich in ihnen auszuprobieren. Wenn die Eltern nicht in der Lage sind zu unterstützen, sind die jungen Menschen auf das Internet, die Berufsberatung in der Schule sowie auf Eltern von Freunden angewiesen: „Mein Vater arbeitet ganztags und meine Mutter ist beeinträchtigt, daher muss ich alles selbst organisieren. Vielleicht könnte ich auch meine Lehrerinnen um Hilfe bitten“, sagte eine Schülerin der 8. Klasse in einer Förderschule mit Schwerpunkt Lernen und Sprache.

Hilfsangebote durch die Schule

Die Schule wird von den Jugendlichen mit Behinderungen in unterschiedlichem Ausmaß als Unterstützung für die Berufsorientierung und -findung wahrgenommen. Während sich manche Schule diesbezüglich sehr engagiert und sich die Lehrkräfte viel Zeit nehmen, berichteten Gesprächsteilnehmer:innen aus anderen schulischen Einrichtungen von eher geringen Unterstützungsmaßnahmen, die sich zum Beispiel auf Vorschläge für Praktika beschränkten.

Eine Schülerin mit Muskelerkrankung der 10. Klasse einer Förderschule schilderte: „Keiner hat sich mit uns hingestellt und überlegt, wo man einen Praktikumsplatz finden und wie man sich bewerben kann. Oder wie ich eine Assistenz beantrage und dass ich ein Recht darauf habe. Dieses Wissen musste ich mir selbst aneignen. Ich habe dann Freunde und andere Menschen gefragt, die eine Behinderung haben. Jetzt überlege ich, ob ich auch eine Assistenz für die Freizeit beantrage, dann muss meine Mutter nicht mehr alles machen.“

Dass Lehrkräfte bei der Unterstützung der Jugendlichen mit Beeinträchtigungen oft an die Grenzen ihrer Ressourcen stoßen, zeigt die Aussage einer Lehrerin einer Förderschule: „Ich würde mir viel Zeit wünschen, damit ich noch intensiver mit den einzelnen Schüler:innen arbeiten kann, Verbindungen, Kooperationen, Netzwerke für meine Schüler herzustellen.“ Wenn zusätzliche Probleme hinzukommen, steigen auch die Herausforderungen: Mehrere Lehr- und Fachkräfte berichteten, dass die psychosozialen Störungen der Jugendlichen erheblich

zugenommen hätten, zum Beispiel durch psychisch kranke Eltern, prekäre Lebenslagen oder durch Drogen- und Alkoholmissbrauch. Wenn diese äußeren Faktoren ein kritisches Ausmaß erreicht haben, können sie eine wesentliche Rolle beim Ausprägungsgrad etwa einer Lernbehinderung darstellen. Ein Berufseinstiegsbegleiter spricht in solchen Fällen von einer „Lernumgebungsbehinderung“.

Die Beratung der jungen Menschen funktioniert, so die Rückmeldungen in den Gesprächen, wenn die Akteur:innen gut miteinander zusammenarbeiten, wie zum Beispiel Lehrkraft, Integrationsfachdienst, Arbeitsagentur, Betriebe. Durch eine vertrauensvolle Zusammenarbeit lassen sich Fördermöglichkeiten und Hilfen bei der Antragstellung besser nutzen. Dies ist besonders wichtig, weil es „letztendlich auch die Motivationslage der Betroffenen fördert, wenn diese merken, dass sie gut aufgehoben sind, dass es ein gutes Netzwerk gibt, dass miteinander gesprochen wird und dass sie merken, dass das Praktikum, das für sie ausgesucht wurde, auch geeignet für sie ist“, so eine Vermittlungskraft im Reha-Team der Agentur für Arbeit.

Wege außerhalb der Förderstruktur

Die Erwachsenen stellen fest, dass die Jugendlichen nicht immer wissen, wer sie bei ihren Fragestellungen begleiten kann. „Die Schule sollte Schüler:innen so vorbereiten, dass sie schon vorher wissen, an wen sie weitergeleitet werden können“, lautete eine Aussage. Auch sollten sie wissen, welche Unterstützung sie erhalten können, auf welche Nachteilsausgleiche und Assistenz sie Anspruch haben. Erwachsene beschreiben, dass den Jugendlichen mit Behinderungen häufig die Netzwerke fehlen. Man müsse ihnen frühzeitig Wege außerhalb der Förderstruktur aufzeigen, in die sie reinmigrieren könnten.

Die jungen Befragten sehen auch in Freund:innen und sogenannten Peers mögliche Unterstützer:innen, insbesondere dann, wenn diese beruflich die gleiche Richtung einschlagen möchten. Peers mit ähnlichen Behinderungen können ebenfalls bei der

Gestaltung der Ausbildung unterstützend sein. „Ich habe andere Gehörlose gefragt, die auch in einem Büro tätig sind: Welche Hilfen benötigt ihr? Wie habt ihr euren Antrag gestellt?“, sagt eine junge er-taubte Frau, die erfolgreich ihre Ausbildung zur Bürokauffrau abgeschlossen hat. „Es gibt zwar Unterschiede in den Bundesländern, aber der Austausch ist da, und das hat mir gezeigt, dass ich nicht allein mit diesen Problemen bin. Das hat mir viel Sucherei im Internet erspart und mich auf viele Ideen gebracht, was mir im Alltag helfen könnte.“

Andere befragte Erwachsene betonen, dass die jungen Menschen mit Behinderungen eine kontinuierliche individuelle Begleitung und Unterstützung brauchen, um sich erfolgreich beruflich zu orientieren, beispielsweise Mentor:innen oder Jobcoaches: „Ich würde jedem Menschen einen Mentor oder einen Berater wünschen.“

Impulsfragen für die Praxis:



Was sind Bedingungen für das Gelingen einer guten und wirksamen Kooperation?



In welchen Netzwerken arbeiten Sie selbst und welche Kooperation würden Sie gerne auf- oder ausbauen?



Wann ist Begleitung hilfreich, wann eher nicht?

„Ich bin nicht behindert!“

3. Selbst- und Fremdwahrnehmung

Selbstwahrnehmung hängt auch von Einflüssen des Umfelds ab. Zutrauen und Ermutigung helfen den Jugendlichen – eine defizitär, kritische Fremdwahrnehmung verunsichert sie. Wichtig ist überdies eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Behinderung.

Die Selbstwahrnehmung der Jugendlichen mit Beeinträchtigungen wird stark durch ihren Unterstützungsbedarf und die Wahrnehmung durch andere geprägt. Eltern, Lehrkräfte oder Pädagog:innen benötigen viel Feingefühl, um die Balance zwischen Ermutigung und realistischer Einschätzung der Möglichkeiten zu halten. In den Gesprächen betonten die Jugendlichen, wie wichtig eine gute Beziehung zu Lehrenden und Begleiter:innen auf dem Weg in die Arbeitswelt ist. Ein Sozialarbeiter beschrieb: „Manche Jugendliche sind ratlos, ob sie beruflich überhaupt das Richtige finden. Andere haben Vorstellungen, die komplett unrealistisch sind – und dazwischen bewegt sich sehr viel. Wenn ich mich mit ihnen zusammensetze, braucht es eine Weile, bis sich gegenseitiges Vertrauen entwickelt und wir daran arbeiten können.“

Zutrauen und Ermutigung sind hilfreiche Faktoren in der Begleitung: „Ich wollte das Praktikum am zweiten Tag abbrechen, aber meine Lehrerin hat mich überzeugt, weiterzumachen, und dann habe ich durchgehalten“, sagte eine Schülerin der 8. Klasse

aus einer Förderschule. Für die jungen Befragten ist es wichtig, „dass meine Familie hinter mir steht und mich unterstützt und die nicht einfach sagen: Mach es allein“, findet eine 17-jährige Schülerin, die eine berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme durchläuft. Den jungen Menschen sollte, so ein Schulpsychologe, vermittelt werden: Du bist gut, so wie du bist, und kannst innerhalb deiner Fähigkeiten viel erreichen.

Eine defizitäre Fremdwahrnehmung durch Erwachsene hat auch Auswirkungen auf das Erreichen schulischer und beruflicher Ziele, etwa wenn den Schüler:innen oder den Jugendliche mit Beeinträchtigung diese nicht zugetraut werden. Die Zuschreibungen können schon in der frühen Kindheit stattfinden und lange nachwirken: „Ich könnte mir vorstellen, nach dem Hauptschulabschluss Bäckerin oder Feuerwehrfrau zu werden. Ich glaube aber nicht, dass ich das schaffe. Die Erzieherin aus meinem alten Kindergarten sagte, ich würde es nicht schaffen, Erzieherin zu werden“, berichtete eine 14-Jährige einer Förderschule mit dem Schwerpunkt Lernen und Sprache.

„Er war Opfer von Mobbing und wurde von anderen Mitschülern geschubst.“

Chancen der Veränderung erkennen

Ein 24-jähriger Auszubildender, der seit einem Verkehrsunfall mit 16 Jahren eine Behinderung hat, beschrieb dies als entscheidenden Einschnitt in seinem Leben. Bei dem Unfall erlitt er ein Schädel-Hirn-Trauma und eine Lungenverletzung: „Ich bin ein anderer Mensch als vorher. Und meinen Traumberuf Lackierer konnte ich nicht verwirklichen.“

„Ich habe ein Feingefühl dafür, wie Menschen sein können; ich kann sie besser einschätzen als früher.“

Er bemerkte allerdings, dass er durch den Unfall auch neue Fähigkeiten entwickelt hat: „Ich habe ein Feingefühl dafür, wie Menschen sein können; ich kann sie besser einschätzen als früher.“ Das Trauma der Verletzungen und der damit einhergehenden Behinderung hat er durch viele Gespräche im Freundeskreis verarbeitet.

Die Kenntnis sowie die konstruktive Auseinandersetzung mit der Behinderung und ihren Auswirkungen versetzt die jungen Menschen und ihr Umfeld in die Lage, Einfluss darauf zu nehmen, wie mit ihnen umgegangen wird: „Unser Sohn passt in keine Schublade, er ist weder zu stark lernbehindert noch zu stark motorisch eingeschränkt. Erst in der Sekundarstufe haben wir die Diagnose erhalten“, berichtete ein Vater von seinem Sohn mit Asperger-Syndrom. „Er war Opfer von Mobbing und wurde von anderen Mitschülern geschubst.“ Die Diagnose erklärte somit im Nachgang viele Schwierigkeiten und eröffnete die Möglichkeit der Akzeptanz und Förderung. Erfahrungen mit Hürden und Herausforderungen sind jedoch die Regel. Ein Vater berichtete, dass sein 20-jähriger gehörloser Sohn eine Bewerbungs-E-Mail allein formuliert und versandt hatte: „Ich habe ihm gesagt, dass er den Text umformulieren muss, aber er wollte ihn so lassen. Ich dachte bei mir: Gut, warten wir ab. Doch am Ende bekam er keine Antwort.“

Impulsfragen für die Praxis:



Wie nehmen wir die Stärken junger Menschen mit Beeinträchtigungen in den Blick?



Wie finden wir ihnen gegenüber ein gutes Maß zwischen persönlichem Freiraum und festen Vorgaben?



Wie kann für sie eine gute Balance von Selbst- und Fremdwahrnehmung gelingen?

„Ich möchte zeigen, was ich kann!“

4. Interessen und Stärken

Vielen Jugendlichen fällt es schwer, eigene Stärken zu benennen. Orientierungshilfen in Form von Kompetenztests helfen zwar bei der Ermittlung von Stärken, doch zugleich werden Entscheidungsspielräume beeinflusst – und Fördermöglichkeiten womöglich begrenzt.

Insbesondere jüngere Gesprächsteilnehmer:innen taten sich schwer damit, ihre Interessen und Stärken zu benennen und diese in einen beruflichen Kontext zu stellen. Eine Ursache dafür ist, dass sie aufgrund ihrer Beeinträchtigungen häufig eher danach beurteilt werden, was sie nicht können und was sie (vermeintlich) nicht schaffen werden: zum Beispiel Schulabschlüsse oder Klassenarbeiten.

In den Gesprächen nannten die 14-Jährigen, die gerade in die 9. Klasse gewechselt sind, vor allem Interessen aus dem Freizeitbereich wie Sport, Malen und Zeichnen oder sich mit Freund:innen treffen. Nur vereinzelt äußerten sie Interessen, die in eine berufliche Richtung weisen. Ein Jugendlicher (14 Jahre, 9. Klasse) erzählte von seinem Wunsch, Friseur zu werden. Er schneidet bereits einigen Freund:innen und Mitschüler:innen die Haare und erfährt dafür große Wertschätzung. Andere mit einem konkreten Berufswunsch spüren Unsicherheiten in Bezug auf die benötigten Kompetenzen. Ein 14 Jahre alter Jun-

ge (9. Klasse), der später gerne bei der Bundeswehr arbeiten möchte, konnte nicht benennen, was er dort genau machen möchte oder welche Voraussetzungen er dafür erfüllen muss.

Mit zunehmendem Alter und praktischer Arbeitserfahrung – etwa durch Praktika, Aushilfsjobs, Übernahme von Aufgaben in der Familie – konkretisieren sich die Aussagen zu den persönlichen Interessen und Stärken und werden auch häufiger mit einem Berufsziel in Verbindung gebracht. Eine 16-jährige Schülerin mit Förderbedarf Lernen erzählte, dass sie gemerkt hätte, dass Kinder sie mögen und dass sie diese „gut beruhigen“ könne. Ihr Berufswunsch, in einer Kinderarztpraxis zu arbeiten, wurde durch ein Praktikum gefestigt, was sich auch positiv auf ihre Schulleistungen auswirkte. Andere Jugendliche fangen an, Alternativszenarien zu entwickeln, wie zum Beispiel, eine Reinigungsfirma zu gründen, wenn es mit der Ausbildung nicht funktionieren sollte, wie ein 16-jähriger Schüler der 10. Klasse es plant.

Hilfestellung versus Beeinflussung

Was Jugendliche können und worin sie gut sind, wird in sogenannten Kompetenzfeststellungen und Potenzialanalysen bereits während der Berufsorientierung in der Schule und durch verschiedene Dienste (wie zum Beispiel den psychologischen oder medizinischen Dienst) erhoben. Hierzu gibt es vielfältige landes- und zielgruppenspezifische Verfahren und Instrumente. Sie alle helfen dabei, dass sich die Jugendlichen mit ihren Interessen und Kompetenzen in der Arbeitswelt besser verorten können.

„Grundsätzlich kann ein junger Mensch machen, was er oder sie will. Aber wenn es um eine Förderung geht, dann sind wir daran gebunden, diese an den Stärken auszurichten.“

Auch wenn es sich hierbei um einen längerfristigen Prozess und nicht um eine einmalige Zuordnung zu Berufsfeldern handelt, werden die Entscheidungsspielräume der Jugendlichen sowie ihrer Berater:innen durch die Maßnahmen beeinflusst.

„Wenn ein Gutachten einen bestimmten Beruf oder eine bestimmte Berufsgruppe ausschließt, dürfen wir das nicht fördern.“

„Grundsätzlich kann ein junger Mensch machen, was er oder sie will. Aber wenn es um eine Förderung geht, dann sind wir daran gebunden, diese an den Stärken auszurichten“, beschreibt eine Mitarbeiterin eines Reha-Teams der Agentur für Arbeit die Situation. „Die Schwächen und Stärken werden in einem Gutachten beschrieben. Wenn ein Gutachten einen bestimmten Beruf oder eine bestimmte Berufsgruppe ausschließt, dürfen wir das nicht fördern. Zum einen wollen wir den jungen Menschen keinen Misserfolg produzieren lassen, zum anderen haben wir auch einen Auftrag. Die Maßnahmen werden aus Versicherungsbeiträgen finanziert und sollen so erfolversprechend wie möglich ausfallen.“

Impulsfragen für die Praxis:



Was war eigentlich hilfreich für uns selbst, um die eigenen Berufswünsche zu realisieren?



Welche Erfahrungen können wir mit den Jugendlichen teilen?



Wie gelingt es uns noch besser, ihre Stärken zu fördern?

„Warum wird über meinen Kopf hinweg entschieden?“

5. Selbstbestimmung und Mitgestaltung

Selbstbestimmung heißt, überhaupt eine Wahlmöglichkeit zu haben – und auch Rückschläge in Kauf zu nehmen. Wer nicht aktiv mitgestalten kann, muss nehmen, was angeboten wird. Wer trotzdem beharrlich an eigenen Zielen und dem, was Freude macht, festhält, erreicht nicht selten die persönlich gesteckten Ziele.

Unterschiedlich stark erkennen junge Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit, selbst aktiv zu werden und ihr Leben zu gestalten. Bei den befragten Jugendlichen zeigte sich eine große Bandbreite an Perspektiven. Manche haben noch eine eher abwartende Haltung wie die 15-jährige Schülerin einer Förderschule mit dem Schwerpunkt Lernen und Sprache, die gerade ihr erstes Praktikum absolviert hatte: „Ich habe nicht viele Sorgen, aber ich bin unsicher, wie es weitergeht.“ Einige Jugendliche müssen Einschränkungen akzeptieren, auch wenn es schwerfällt. So erzählte ein 20 Jahre alter Berufsschüler mit Asperger-Syndrom: „Alles das, was ich machen möchte, ist unrealistisch und geht nicht. Ich muss das machen, was geht.“

Andere entdecken für sich die Fähigkeit, sich selbst zu motivieren und willensstark zu sein: „Ich habe das Praktikum durchgezogen, auch wenn ich keine Lust hatte.“ (Schüler, 16 Jahre, ADHS). Dieser Haltung schreiben sie auch zu, dass es ihnen gelingt, die schulischen Leistungen zu verbessern, ein Praktikum „durchzuziehen“, einen Ausbildungsplatz zu bekom-

men oder auch den Führerschein zu machen: „Ich bin auf mich stolz, weil ich meinen Führerschein geschafft habe. Ich habe die Theorie und Praxis direkt bestanden, aber ich habe dafür eineinhalb Jahre gebraucht“, sagte eine junge Frau in der Inklusiven Ausbildung mit Lernbehinderung, 18 Jahre alt.

Ein starker Wille und Eigeninitiative zahlen sich aus

Wie viel Energie dieses Durchhalten erfordert, schilderte ein 23-jähriger Auszubildender mit einer Muskelerkrankung, der rund um die Uhr auf eine Assistenz angewiesen ist und eine duale Ausbildung als Bürokaufmann absolviert: „Ich habe mich durchgebissen, gegen alle Erwartungen. Und ich werde bestimmt nicht aufgeben, nur weil sie es mir gesagt haben. Die Chance, die ich bekommen habe, muss ich nutzen, um es allen – vor allem mir selbst – zu beweisen. Die Ausbildung hat für mich einen hohen Stellenwert, weil ich so lange dafür kämpfen musste, und das war für mich mit viel Stress und Druck verbunden.“ Ein junger Mann, 20 Jahre, mit Hörschädigung sagte: „Nur die wenigsten Geschäfte hatten

mir zugetraut, dass ich verkaufen kann. Dann habe ich die betriebliche Einstiegsqualifizierung von der Arbeitsagentur gemacht, und dann hat es geklappt.“

An sich und das eigene Ziel zu glauben und dieses auch gegen großen Widerstand durchzusetzen – das beschrieb auch eine junge hörgeschädigte Frau, die bereits eine Ausbildung absolviert hat und nun berufsbegleitend studiert: „Man sollte definitiv an seinen Zielen festhalten. Nur weil jemand anderes eine Alternative für besser hält, heißt es nicht, dass diese wirklich auch zu einem passt. Man sollte das tun, was einem Spaß macht und wohinter man steht. Man sollte sich nicht durch andere von etwas abbringen lassen.“

Heißt Selbstbestimmung also, dass allein der Weg in den allgemeinen Arbeitsmarkt erstrebenswert ist? Ein Reha-Berater sieht für die Jugendlichen die Chance in den Wahlmöglichkeiten: „Inklusion bedeutet für mich, dass alle eine Wahlmöglichkeit haben. Es ist gut, dass jemand Unterstützung bekommt, wenn er oder sie es auf dem ersten Arbeitsmarkt zumindest versuchen möchte. Aber Inklusion bedeutet für mich auch: Wenn die jungen Leute lieber in die Werkstatt gehen möchten, weil dort ein festes Umfeld mit geregelter Tagesablauf herrscht und eine Arbeit wartet, die ihnen gefällt und von der sie wissen, dass sie diese auch schaffen, dann muss das ebenso möglich sein.“

Scheitern als Chance?

Eine Wahlmöglichkeit zu haben, bedeutet für die jungen Menschen mit Beeinträchtigungen immer auch die Möglichkeit von Misserfolgen und Scheitern. Die erwachsenen Begleitpersonen waren uneins, ob man junge Menschen mit Behinderungen scheitern lassen sollte. Einige beschrieben die Sorge, dass die Jugendlichen und ihre Motivation danach wieder mühevoll aufgebaut werden müssen. Andere betonten, dass eine solche Erfahrung den jungen Menschen helfen könne, die eigenen Grenzen zu erweitern.

„Jugendliche mit Beeinträchtigungen sollten nicht immer vor Misserfolgen geschützt werden“, ist hingegen die eindeutige Meinung einer Inklusionsberaterin für Unternehmen: „Auch Misserfolge sind eine Form der Selbstbestimmung und jeder hat das Recht zu scheitern.“ Man sollte ihnen eher Mut machen, etwas zu wagen, und sie dann auffangen und gemeinsam schauen, wie man mit Stolpersteinen umgehen kann. Um auch mit einem Scheitern konstruktiv umgehen zu können, ist ein gutes soziales und unterstützendes Netzwerk notwendig, ebenso wie eine Haltung, die Scheitern als Teil von erfolgreichen Lernprozessen anerkennt.

Impulsfragen für die Praxis:



Woran ist erkennbar, dass Selbstbestimmung gelingt?



Inwieweit stellen Wahlmöglichkeiten zugleich auch Hürden dar?



Unter welchen Bedingungen ist ein mögliches Scheitern oder das Erleben von Misserfolg hilfreich?

Zusammenfassung

Strukturen und Handlungsspielräume

Für berufliche Inklusion werden auch in der Schule die Weichen gestellt. Bei der Frage des Schulsystems scheint es jedoch keinen Königsweg zu geben. Zudem erschweren oft unklare Zuständigkeiten und finanzielle Aspekte den individuellen Werdegang. Stimmen hingegen die Strukturen und ziehen alle an einem Strang, ergeben sich mehr Handlungsspielräume und auch Entscheidungsmöglichkeiten.

Wie gelingt Inklusion? Und welche Voraussetzungen sind nötig, damit Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen gut zusammenleben, lernen und arbeiten können? Im Schulbereich gibt es Regel- und Förderschulen, in der Ausbildung gibt es die schulische und betriebliche Ausbildung wie auch Einrichtungen der beruflichen Reha-Ausbildung, Berufsbildungswerke. Jedes System hat Vor- und Nachteile. So gibt der Besuch einer Regelschule einem jungen Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit, mit einem gewissen Maß an Unterstützung Teil einer heterogenen Gesellschaft zu sein. Demgegenüber stellen Förderschulen – und später auch entsprechende Einrichtungen der beruflichen Reha-Ausbildung – umfassende Unterstützungsmöglichkeiten zur Verfügung, die ausschließlich auf die Bedarfe der Schüler:innen oder Auszubildenden mit Behinderungen ausgerichtet sind.

Die Gespräche mit den jungen Menschen wie mit den Erwachsenen spiegelten unterschiedliche Erfahrungen mit den Systemen wider: Eine Schülerin der 8. Klasse in einer Förderschule fühlte sich nach eigenen Angaben in der Schule wohl und von den Lehrkräften unterstützt. Ein Auszubildender, der

sowohl Förder- als auch Regelschule (Berufsbildende Schule) besucht hat, betonte, dass er sehr gute Unterstützung in beiden Schulsystemen erfahren hatte, sich aber in der Regelschule stärker anstrengen und auf seine Bedürfnisse aufmerksam machen musste.

Schulen zeichnen Berufswege vor

Ein Mitglied eines Landeselternausschusses sah geringe Erfahrungswerte der Regelschulen mit Inklusion als Hürde für den Übergang in den Beruf: „Das Problem für Regelschulen ist, dass sie oftmals wenig Erfahrung mit Inklusion und dem, was danach passiert, haben. Dementsprechend gibt es dort wenige Angebote zur Vorbereitung auf den Berufsweg. Schulen, die schon immer eine hohe Inklusionsquote hatten, sind da besser vorbereitet. Regelschulen verfügen über wenige Angebote, aber auch über wenig Hilfe und Unterstützung von außen. Das müsste behoben werden.“

Ein Vater schlug zudem vor, dass die Regelschulen so aufgebaut und ausgestattet sein sollten wie die Förderschulen: „Dann hätten wir kleinere Klassen und die Lehrkräfte könnten besser auf die Schüler:innen eingehen.“ Eine Beraterin merkte an, dass

auch Förderschulen wenige Chancen bieten, in den ersten Arbeitsmarkt zu gelangen: „Der Weg ist zu oft durch Förderschule und Werkstatt vorgezeichnet, da schaut man gar nicht erst auf andere Möglichkeiten. Und die Schüler:innen sind dann nicht auf den allgemeinen Arbeitsmarkt vorbereitet. Wenn man die Menschen mit geistiger Behinderung stärker annehmen und mehr fordern würde, dann könnten sie mehr leisten. Ich glaube, bei vielen Menschen mit Behinderungen sind die Potenziale nicht ausgeschöpft.“

Sobald die jungen Menschen mit Behinderungen in die Ausbildung kommen, begegnen ihnen neue Hürden, wenn sie den inklusiven Weg beschreiten möchten: Bei der Teilhabe am Arbeitsleben werden oft der persönliche Bedarf und die Bereiche Alltag und Freizeit ausgeklammert, oder es fällt in den Verantwortungsbereich anderer Kostenträger. „Inklusion geht aber über die Teilhabe am Arbeitsleben hinaus“, fand ein 23-jähriger Auszubildender. In seinem Fall zeigt sich das an der unklaren Abgrenzung von Assistenzleistungen für das Arbeitsleben und für die Teilhabe am Leben, etwa in der Freizeit. Er fühlt sich zwischen den Kostenträgern hin- und hergeschoben und beschrieb frustriert: „Man will zwar Inklusion. Man steht für Inklusion. Aber dann sagt zum Beispiel ein Integrationsamt: ‚Dafür sind wir nicht zuständig – das ist schon Hilfe am sozialen Leben.‘“ Auch eine Mutter erzählte ernüchtert, dass die individuelle Situation zu wenig beachtet werde. Stattdessen heiße es viel eher: „Wer passt wie in ein System, das irgendwie bezahlbar ist?“

Kosten versus Teilhabechancen

Bei der Diskussion darum, wie der Zugang zum allgemeinen Arbeitsmarkt gestaltet werden könnte, stehen sich widersprüchliche Ansichten gegenüber. Die zwei Perspektiven werden deutlich, wenn es beispielhaft darum geht, ob ein Mensch mit Behinderungen eine Tätigkeit in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen aufnehmen soll. Eine Betreuungsrichterin, die selbst eine Behinderung hat, beobachtet, dass der Weg in die Werkstatt für behinderte Menschen, vor allem bei Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen, oft vorgezeichnet scheint. Damit nehme man ihnen die Möglichkeit, sich auf ein „normales“ Leben vorzubereiten. Besonders der finanzielle Aspekt schränke die Eigenständigkeit stark ein: „Die Arbeit in der Werkstatt ist gleichbedeutend mit extremer Abhängigkeit“, sagte die Juristin. Überdies sieht sie die Menschen dort zu fremdbestimmt: „Sie wissen ja gar nicht, was sein könnte, weil andere wissen, was ‚gut‘ für sie ist. Ich glaube, dass einem dann hinterher Kompetenzen fehlen, um in der ‚normalen‘ Welt klarzukommen. [...] Das ist so schade, weil einem so viel dadurch entgeht. Man sollte mehr fordern, nicht nur fördern.“

Ein Mitarbeiter eines Reha-Teams hingegen argumentierte mit dem persönlichen Wohlbefinden der jungen Menschen, dass die Werkstattumgebung für viele das passendere Umfeld sei: „Sie sind aus meiner Sicht richtig aufgehoben und in dem Rahmen auch sehr glücklich mit dem, was sie arbeiten, und sehr stolz darauf, was sie machen. Es gibt auch Menschen, die wollen nichts anderes, als in der Werkstatt zu sein.“

Können also unterschiedliche Strukturen und Unterstützungssysteme die Wahlmöglichkeiten und Handlungsspielräume erhöhen? Oder bereiten Förderschulen und -einrichtungen zu wenig auf das Leben in der Berufsrealität und auf das Arbeitsleben vor und wirken exkludierend? Können andererseits Jugendliche ihre Stärken und Kompetenzen in Regelstrukturen entfalten und Empowerment erfahren, wenn sie kaum in Berührung mit anderen Menschen mit ähnlichen Beeinträchtigungen kommen? Es gibt keine eindeutigen Antworten auf diese Fragen, und die Perspektiven gehen hier weit auseinander, je nachdem welche Interessen, Bedürfnisse, aber auch Hoffnungen und Ängste damit verbunden sind.

Besonders spannend wird die Betrachtung der unterschiedlichen Systeme, Förder- und Regelstrukturen, wenn man die Wahlmöglichkeit und den Handlungsspielraum einbezieht, die sich dadurch ergeben.

Junge Menschen mit Behinderungen selbst können sich diese Handlungsspielräume in der Auseinandersetzung mit dem Umfeld bzw. Fachkräften erfolgreich erarbeiten, wie das nachfolgende Beispiel zeigt. Eine Sozialpädagogin aus dem Reha-Team der Agentur für Arbeit berichtete: „Ich betreue einen Jugendlichen, der durch eine fetale Alkoholspektrumsstörung deutlich lernbeeinträchtigt ist. Ich sah seinen Weg im Berufsbildungswerk und in einer vereinfachten Ausbildung. Er wollte aber Koch werden, was in diesem Berufsbildungswerk nicht möglich war. Ich habe einen Kollegen zurate gezogen, und gemeinsam haben wir auf den armen Kerl eingeredet. Doch er blieb entschlossen: Er wolle Koch werden. Endlich leuchtete mir ein, dass ich gegen ihn arbeite, statt mit ihm an der Realisierung seines Wunsches zu arbeiten. Wir haben dann einen Betrieb gefunden, der eine betrieblich begleitete Ausbildung anbietet. Dort war er nicht ganz auf sich gestellt und konnte eine Vollausbildung machen. Es hat geklappt: Heute ist er Koch – und das finde ich toll.“

Recht auf Entscheidungsfreiheit

Die Frage ist, ob Handlungsspielräume jedes Mal hart erarbeitet werden müssen bzw. von der Unterstützungsstruktur abhängen. Denn wenn Inklusion bedeutet, dass die Rahmenbedingungen so gestaltet sind, dass Menschen mit Behinderungen Teilhabe erfahren können und ihre Wünsche sehr individuell und vielfältig sind, dann müsste es folglich auch eine Vielfalt an Unterstützungssystemen und individuelle Möglichkeiten geben, damit jeder junge Mensch den für sich geeigneten Ausbildungs- und Berufsweg wählen kann. Vor allem sollte gelten: Auch Menschen mit Behinderungen brauchen Entscheidungsmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheit.

Damit junge Menschen mit Beeinträchtigungen ihre Entscheidungsmöglichkeiten kennen, brauchen sie individuelle Unterstützung. Was das konkret heißt, erläutert eine Mitarbeiterin der Agentur für Arbeit: „Die Jugendlichen brauchen eine passgenaue Förderung, müssen wirklich an die Hand genommen werden und das Glück haben, in Einrichtungen und bei Maßnahmen Menschen zu begegnen, die sich ihrer annehmen – statt Unterstützung nach dem Gießkannenprinzip zu erhalten.“

Die passgenaue Beratung setzt oftmals eine bessere Verzahnung und Vernetzung von Lehr- und Fachkräften sowie von Leistungen und Rehaträgern voraus, um Maßnahmen besser abstimmen zu können. Hierzu wurde der Wunsch geäußert, die Kommunikation und Informationen über Zuständigkeiten zwischen einzelnen Leistungsträgern zu verbessern,




etwa in Form von regelmäßigen Abstimmungstreffen. Außerdem wurde eine engere Verzahnung mit der Jugendhilfe gewünscht, um sozialpädagogische Unterstützung zu erhöhen. Weitere genannte Punkte waren: eine zentrale Anlaufstelle für Antragsstellende, zeitlich und individuell flexibler gestaltete Unterstützungsangebote sowie individuelle Begleitungsangebote wie Mentoring und Beratung. „Toll wäre, wenn wir uns als Reha-Team der Agentur für Arbeit zum Beispiel regelmäßig mit der Rentenversicherung austauschen würden, damit die Leistungen für den Jugendlichen gut abgestimmt werden können“, äußerte sich ein Mitarbeiter des Reha-Teams der Agentur für Arbeit. „Wenn Prozesse einfacher, simpler und kundennäher, mit viel mehr Information in leichter Sprache, auch über unsere Leistungen, gestaltet werden würden, dann würde man uns auch anders wahrnehmen – niedrigrschwelliger und zugänglicher.“

Herausforderungen durch die Pandemie

Die Corona-Pandemie hat die Jugendlichen mit Beeinträchtigungen und ihre erwachsenen Begleitpersonen auf eine harte Probe gestellt. Die Begleiter:innen verloren in der Zeit des Lockdowns zu vielen Jugendlichen den Kontakt. Damit fehlte den jungen Menschen Zugang zu Beratung und Berufsorientierung. Zudem boten viele Betriebe keine Praktikumsplätze mehr an, sodass den Jugendlichen, die die Schule verließen, wesentliche Praxiserfahrung fehlte. Oft waren in dieser Zeit persönliche Beziehungen der einzige Weg, um an einen Praktikumsplatz zu kommen.

Der Kontakt über Videokonferenzen wird ebenfalls als Herausforderung beschrieben. Ein Mitglied des Bereichs Wiedereingliederung des Reha-Teams der Agentur für Arbeit berichtete: „Gerade für meine Schüler aus dem Bereich Ganzheitliche Entwicklung ist das eine Riesenhürde. Der Videochat ist für Menschen mit geistiger Behinderung nicht barrierefrei und für Menschen mit Sinnesbehinderungen schon gar nicht. Selbst wenn man mit Leuten spricht, die mit dieser Kommunikationsform gut klarkommen, ist es einfach eine andere Gesprächssituation. Man hat viel weniger Basis, es ist viel weniger persönlich, die Leute gehen weniger aus sich heraus und erzählen weniger. Die ganze zwischenmenschliche Ebene fehlt.“

Impulsfragen für die Praxis:

-  Wie sehen Ihres Erachtens die optimalen Strukturen aus?
-  Stellen Sie sich den „Handlungsspielraum“ als Spielwiese vor. Welche Werkzeuge dürfen nicht fehlen?
-  Was ist nötig, damit Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam lernen bzw. arbeiten können? Welchen Schritt möchten Sie als nächsten gehen, um dieses zu befördern?

Durch die fehlende Strukturierung des Alltags zu Hause wird von Beratungsseite befürchtet, dass teilweise eine 1:1-Betreuung nach Corona notwendig sein wird, damit die Jugendlichen nicht „wegbrechen“ und lernen, wieder Vertrauen zu entwickeln. Die jungen Menschen machen sich Sorgen, dass sie nicht genügend Zeit haben, alle Lerninhalte aufzuholen: „Ich mache mir ein bisschen Gedanken wegen der Abschlussprüfung. Wegen dem Lockdown fehlt uns Zeit“, sagte ein 20-jähriger Schüler, der die überbetriebliche Ausbildung im Bereich Metalltechnik absolviert. Und er fügte hinzu: „Ich weiß nicht, ob wir alle das schaffen.“

Ausblick

Dieses Whitepaper enthält einen Ausschnitt der Gespräche und Workshops und bietet eine systematische Aufbereitung von Perspektiven und Erfahrungen junger Menschen mit Beeinträchtigungen sowie ihrer erwachsenen Begleiter:innen. Wir freuen uns, wenn die Einblicke in diese Perspektiven und Erfahrungen Impulse und Anlässe für einen Dialog bieten können, der sicherlich mit Blick auf die Stärken, Bedürfnisse und Wünsche von Jugendlichen nur ein Schritt des Weges sein kann. Mögliche Ansatzpunkte für eine Fortführung der Gespräche sind aus unserer Sicht Fragen rund um die Ausgestaltung der Berufsorientierungs- und Berufsbildungsmaßnahmen, der konkreten Erfahrungen vor Ort und der Differenzierung in Bezug auf die Ausprägung der Beeinträchtigungen sowie weiterer Einflussfaktoren, wie etwa soziokultureller Hintergrund und Migrationsgeschichte. Eine vertiefte Begleitung junger Menschen über einen längeren Zeitraum wäre denkbar, wie auch die Betrachtung der konkreten Praxis und die Begleitung bei der Aufgabe, die Angebote noch

enger zu verzahnen und Akteur:innen miteinander zu vernetzen. Außerdem könnten auch weitere Reha-träger und Leistungserbringer von einem vertieften Diskurs profitieren.

Die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung fördert und moderiert den Austausch zwischen verschiedenen Akteur:innen und ihrer Gruppen. Gerne nehmen wir Ideen, Fragen und Anregungen, die sich aus diesem Papier und darüber hinaus ergeben, entgegen und stehen für die Begleitung weiterer Prozesse zur Verfügung.

Die Programme wurden gefördert durch:

Kämpgen~Stiftung

Köln: Bedarfserhebung: Potenziale nutzen und entfalten –
Perspektiven junger Menschen mit Behinderung auf dem allgemeinen
Arbeitsmarkt im Raum Köln. Gefördert von der Kämpgen-Stiftung



Trier: Bedarfserhebung: Potenziale nutzen und entfalten –
Perspektiven junger Menschen mit Behinderung auf dem allgemeinen
Arbeitsmarkt in der Region Trier. Gefördert von der Nikolaus Koch Stiftung



Berlin: „Wir reden mit!“ Berufliche Wünschen, Perspektiven und Unter-
stützungsbedarfe junger Menschen mit Behinderung an allgemeinbil-
denden Schulen Berlins. Gefördert von der Gisela-Sdorra-Stiftung